Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 33 (1951)

Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 5. Januar 1951 | Erscheint jeden Freitag | 33. Jahrgang Nr. 1

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Tätige Frauenhilfe

Während die Grosszahl der Jahresberichte von Frauenorganisationen über gemeinnützige oder berufliche Arbeit orientiert, führt uns der Bericht der Bürgschaftsgenossenschaft SAFFA in das kaufmännische Gebiet und zeigt, dass die Frauen auch hier etwas zu leisten wissen.

Die Zahl der im Berichtsjahr eingegangenen Gesuche ist mit 286 wieder etwas gestiegen; davon konnte wie in den Vorjahren zirka ein Viertel bewilligt werden. Bei den andern Dreivierteln handelt es sich aber nicht etwa durchwegs um abgelehnte Gesuche; vielmehr finden sich darunter zahlreiche Fälle, die von den betreffenden Frauen nicht weiter verfolgt oder zurückgezogen wurden oder bei denen sich erwies, dass eine andere Lösung einem verzinslichen und rückzahlbaren Bankdarlehen vorzuziehen war. Die Gesamtzahl der geleisteten Bürgschaften ist auf 930 für einen Totalbetrag von 2 830 827 Franken gestiegen.

Die Statistik der Erwerbskategorien zeigt ein buntes Bild, in welchem so ziemlich alle Frauenberufe vertreten sind. Während der Handel mit total 356 Verbürgungen an erster Stelle steht, wurden im abgelaufenen Jahr am meisten Gesuche aus dem Gewerbe verbürgt. Aber auch die Kategorien Handel, Gastgewerbe und Freie Berufe zeigen grössere oder kleinere Zunahmen, während in den übrigen Sparten: Landwirtschaft, Gartenbau, Kleintierzucht; Hauswirtschaft; Industrie; verschiedene Berufe, keine Verbürgungen zustande kamen. Könnten wir auf die Details eingehen, so ergäbe sich ein buntes Gemisch von Lebensmittel-, Textil- und Rauchwarengeschäften, von Damensalons, Schneidereien, Wäschereien, von Pensionen und Heimen aller Art.

Erfreulich ist die Feststellung, dass die Rückzahlungen im grossen ganzen pünktlich erfolgten und dass den vier Verlusten Wiedereingänge aus früheren Verlusten von fast der gleichen Höhe gegenüberstehen. Es zeigt dies, dass einerseits die Gesuche vorsichtig geprüft werden und dass anderseits die Bürgschaftsnehmerinnen ihren Verpflichtungen, soweit ihnen dies möglich ist, gewissenhaft nachkommen. Die Bemerkung, dass es sich bei den vier Verlusten um Frauen handle, die trotz Fleiss und Anstrengung ihre Geschäfte nicht halten konnten, weist darauf hin, dass es auch hier nicht am guten Willen fehlte, so dass, wie die SAFFA schon verschiedentlich bemerkte, auch solche Einbussen, allgemein betrachtet, nicht unbedingt als Verluste gewertet werden müssen und deshalb weniger zu bedauern sind.

Die finanzielle und geschäftliche Beratung, für welche die SAFFA ja, unabhängig von Kreditgesuchen, allen Frauen zur Verfügung steht, wurde wiederum stark in Anspruch genommen. Ferner hielten die beiden Geschäftsführerinnen an den verschiedensten Orten Vorträge und konnten dadurch weitere Frauenkreise über finanzielle und geschäftliche Fragen aufklären.

Besondere Aufmerksamkeit widmet die SAFFA den Buchhaltungen ihrer Bürgschaftsnehmerinnen, die teils von ihr überwacht, teils von ihr direkt geführt werden. Auch zu regelmässigen Jahresabschlüssen werden die Frauen angehalten, damit sie sich über den Stand ihrer Geschäfte Rechenschaft geben. Ausserdem führen die beiden Buchhaltungsstellen der SAFFA zahlreiche Buchhaltungen von Frauen und Frauenvereinen, die keine Bürgschaft nötig haben, wohl aber froh sind, diese Arbeiten Stellen übergeben zu können, zu denen sie volles Vertrauen haben. Da die SAFFA stets auch viele Steuersachen zu erledigen hat, kann man sich vorstellen, wie lebhaft es auf ihren Bureaux jeweilen im ersten Quartal des Jahres zugeht!

Dankbar erwähnt die SAFFA in ihrem Bericht, dass sie seit 1935 eine jährliche Subvention von der Eidgenossenschaft erhält, und stellt gerne fest, dass durch die Neuregelung im Bundesbeschluss vom 22. Juni 1949 künftig zusätzliche Subventionen von den Kantonen zu erwarten sind. Die SAFFA sieht darin eine wertvolle Unterstützung und Sicherung ihrer Arbeit und darf diese Subventionen sicher auch als Anerkennung ihrer Tätigkeit annehmen.

Auch der nun schon 19 Jahre dauernden erspriesslichen Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Volksbank wird dankbar gedacht.

Dieses kurze Resumé kann wohl einen Ueberblick über die vielseitige Tätigkeit der SAFFA geben. Was sich aber in einem Zeitungsbericht nicht vermitteln lässt, ist die Fülle der Einzelfragen, die verschiedenen Schicksale und das menschlich Schöne, das mit dieser Arbeit verbunden ist.

An der Generalversammlung der SAFFA vom 28. Oktober in Bern ergänzte die Präsidentin, Fräulein Dr. Clara Aellig, den gedruckten Bericht noch in verschiedener Hinsicht. Jahresbericht und Jahresrechnung wurden genehmigt und mit Rücksicht auf die wegen der Kantonssubventionen zur Zeit noch unabgeklärte Lage für dieses Jahr auf eine Verzinsung des Anteilscheinkapitals verzichtet. Die Generalversammlung genehmigte ferner neue Statuten und ein neues Reglement, da der erwähnte Bundesbeschluss zahlreiche Aenderungen verlangte, und wählte Frau M. Compeer-Freudweiler als neues Vorstandsmitglied. Mit grossem Interesse folgten die Anwesenden sodann einem Referat der Berner Geschäftsführerin, Fräulein Anna Martin, über das Thema: Die selbständig erwerbende Frau im schweizerischen Wirtschaftsleben, in welchem sie mit grosser Sachkenntnis interessante und zum Teil überraschende Aufschlüsse gab. Wir werden in einer der nächsten Nummern auf diesen Vortrag zurückkommen. *E. N.*

Wir und die europäische Flüchtlingsfrage

G. M. In Europa zählt man heute noch vierzehn Millionen Flüchtlinge. Vor drei Jahren hat die Internationale Flüchtlingsorganisation (IRO) die Sorge für etwa 1,3 Millionen dieser Heimatlosen übernommen. Bis heute sind ihrer 900 000 durch die IRO neu angesiedelt worden, meist in Uebersee. Gegenwärtig betreut die Internationale Flüchtlingsorganisation noch etwa 400 000 Menschen, darunter auch Flüchtlinge aus den Kominformländern. Dagegen kann sie sich laut ihren Statuten der Millionen deutscher Heimatvertriebener und Flüchtlinge nicht annehmen.

Erschütternde Einblicke in die Not dieser Entwurzelten vermittelte ein Vortragsabend, den die Schweizer Europahilfe dieser Tage in Bern durchführte. Sie hatte auch die eidgenössischen Räte zu dieser Veranstaltung eingeladen, ist ihnen doch auf die Dezember-Session eine bundesrätliche Vorlage über die Weiterführung der internationalen Flüchtlingshilfe der Schweiz unterbreitet worden.

Der westdeutsche Bundesminister für Vertriebene, Dr. Lukaschek, selber ein Heimatvertriebener, ging auf die seelische und materielle, die soziale und politische Seite der Flüchtlingsfrage ein, die in seinem Land auch heute noch ein Massenproblem darstellt. Im Gebiet der westdeutschen Bundesrepublik leben

acht Millionen deutsche Vertriebene:

Reichsdeutsche aus Pommern, Ostbrandenburg, Schlesien und Ostpreussen; Volksdeutsche aus Polen, der Tschechoslowakei und Südosteuropa. Dazu kommen 1,7 Millionen Sowjetzonenflüchtlinge, deren Zahl täglich um 500 bis 1000 Menschen wächst. Weiter halten sich in der Bundesrepublik noch 400 000 Displaced Persons auf, Ausländer, die in der Hitlerzeit nach Deutschland verschleppt worden sind. Etwa hunderttausend von ihnen werden dauernd in Deutschland verbleiben und von der Bundesrepublik unterhalten werden müssen. Jeder sechste Mensch in Westdeutschland ist ein Flüchtling!

Der nur 52,3 Prozent des alten Reichsgebietes umfassende westdeutsche Raum hat heute 71 Prozent der deutschen Bevölkerung aufgenommen. Die Flüchtlingsströme sind vor allem in die landwirtschaftlichen Gebiete geflossen: Schleswig-Holstein, Bayern, Niedersachsen. In den Dörfern machten die Vertriebenen zuweilen mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus. Arbeit aber gibt es vor allem in den Städten und in den Schwerpunkten der Industrie. Und dort herrscht infolge der Kriegszerstörungen ein katastrophaler Wohnungsmangel. In der falschen Belegung der einzelnen Bundesländer mit Flüchtlingen liegt zum grossen Teil die Erklärung für die strukturelle Arbeitslosigkeit: jeder dritte Arbeitslose in Westdeutschland ist ein Flüchtling!

Die Arbeits- und Wohnraumbeschaffung

steht denn auch im Mittelpunkt des westdeutschen Flüchtlingsproblems. Es gilt, etwa vier Millionen Menschen an den richtigen Arbeitsplatz zu bringen. Da die Umsiedlung von der Wohnraumbeschaffung abhängt, sieht das Wohnbauprogramm der Bundesregierung für 1950 das Bereitstellen von 250 000 Wohnungen vor. Auch soll der Bau von Flüchtlingssiedlungen auf genossenschaftlicher Grundlage oder nach dem Prinzip der «Baugemeinde» gefördert werden. Die Massenlager, diese «Schande unseres Jahrhunderts» — wie sie im Verlauf des Abends einmal genannt wurden — in denen heute noch Hunderttausende zusammengepfercht leben, sollen mit der Zeit verschwinden.

Sozial und psychologisch schwerwiegend ist die Tatsache, dass viele Heimatvertriebene, die früher selbständige Berufe ausübten, heute in unselbständigen, ihrer Neigung und Eignung nicht entsprechenden Berufen eingesetzt werden müssen. So konnten von den 250 000 einst selbständigen Siedlungsbauern, die heute im Westen leben, bisher nur etwa 10 000 wieder selbständige Landwirte werden. Angesichts der beschränkten Bodenfläche Westdeutschlands wird es auch bei rigoroser Durchführung der Bodenreform nicht zu umgehen sein, dass etwa 150 000 bäuerliche Familien auswandern müssen.

Eine Hauptsorge bedeutet die

heimat- und berufslose Jugend.

Etwa 80 000 Jugendliche leben heute in Westdeutschland buchstäblich auf der Strasse. Und ihrer 530 000 sollten eine Ausbildung erhalten.

Auf Grund eines Soforthilfegesetzes brachte die Bundesrepublik bis heute 2,1 Milliarden D-Mark zur Linderung der Flüchtlingsnot auf. Es soll nun abgelöst werden durch das Lastenausgleichsgesetz, das den Besitz zu bedeutenden Leistungen heranziehen will, eine Vermögensabgabe von 50 Prozent vorsieht.

Der Vortragende betonte abschliessend, dass die deutschen Heimatvertriebenen einen verlässlichen Schutzwall gegen die kommunistische Infiltration bilden und dass sie im Ertragen ihres harten Loses eine sittliche Grösse zeigen, die zur Bewunderung zwingt.

Das Postulat von Roten

Wie bekannt sein dürfte, ist dem Nationalrat ein Postulat eingereicht worden, wonach den Schweizerfrauen ohne Verfassungsänderung oder Volksabstimmung, nur durch eine zeitgemässe und sinngemässe Auslegung der bestehenden Verfassung und eine einfache Gesetzes-Ergänzung gewisse politische Rechte, auf eidgenössischem Boden gegeben werden könne.

Der Bundesrat hat nun das durch den Walliser Nationalrat von Roten eingereichte Postulat nicht nur zur Prüfung entgegengenommen, sondern sich auch verpflichtet, einen Bericht über einen «realistischen» Weg auf die nächste Session vorzubereiten. Eine Ständerats- und Nationalratskommission zur Prüfung der Frage sind schon eingesetzt worden.

An uns Frauen liegt es nun, die vor uns liegenden Wochen gut auszunützen, um die sicher nicht ausbleibenden psychologischen Widerstände, die sich einer solchen Interpretation der Verfassung, deren Wortlaut ja die Frauen nirgends ausschliesst, sondern im Gegenteil sie vor dem Gesetze «gleichstellt, entgegenstellen werden, zu bekämpfen. Wie schon oft, so ist auch in dieser wichtigen Sache grösste Solidarität unter den Frauenorganisationen aller Richtungen, und den einzelnen Frauen landauf und landab notwendig. Wir hoffen und wünschen von Herzen, dass weiteste Kreise sich der prinzipiellen Wichtigkeit und Bedeutung dieses Postulates bewusst sein mögen, und nicht aus gewissen Frauenkreisen unseres Landes Rückenschüsse losgefeuert werden, die höchstens den Beweis dafür erbringen könnten, wie wenig viele Frauen sich ihrer grossen Verantwortung am politischen, öffentlichen Leben unseres Volkes bewusst sind.

El. St.

Berichtigung

Zu unserem grossen Bedauern ist durch einen Betriebsunfall unter dem reizenden «Märchen der Silvesternacht» auf der letzten Zeile der Namen der Verfasserin Ida Frohnmeyer weggefallen, was wir hiermit mit der Bitte um Entschuldigung nachholen.

Bernard Shaw Atheist?

Seit es durch Bernard Shaws Ableben aktuell wurde, über den Dichter zu sprechen, kann man die Beobachtung machen, wie oberflächlich das Publikum mit diesem Autor und seinem Werk vertraut ist. Die widerstreitendsten Ansichten und Meinungen über die Persönlichkeit des Verstorbenen werden diskutiert: «Bernard Shaw war Atheist» — sagen die einen; «er war kein Atheist» — meinen die andern, und beweisen das mit der «Heiligen Johanna». «Bernard Shaw war unkonsequent in seinen Anschauungen», heisst es, «er hat sich dauernd widersprochen». «Bernard Shaw war Skeptiker»; Bernard Shaws war Russlands bedingungsloser Anhänger», — und schliesslich habe ich aus prominentem Munde sagen hören: «Bernard Shaw war kein eigentlicher Schriftsteller, — er war nur ein «Letzan», ganz einfach ein Spassmacher.

Wer sich der Mühe unterzieht, Shaws sechsteiliges Bühnenwerk «Zurück zu Methusalem» zu studieren, — ganz besonders aber sein Vorwort zu diesem Buch, der findet die Antwort auf alle die obigen Fragen und Meinungen aus der authentischen Feder des Dichters selbst. Dieses «Metabiologische Pentateuch», wie sein Untertitel lautet, — (es verdient den Rang einer «Bibel des modernen Menschen!), ist ein klares weltanschauliches Bekenntnis: das Weltbild eines grossen Weisen. Ausgehend von einer Darstellung des kolossalen Irrtums dem er in Gemeinschaft mit der übrigen, durch Darwin «aufgeklärten» Welt des neunzehnten Jrhrhunderts verfallen war, erklärte der Dichter wie und warum er sich — weit früher als die meisten Zeitgenossen, — von diesem weltanschaulichen Irrtum wieder befreit hatte. (Wenn solche Selbskorrektur unreifer Ueberzeugung «unkonsequent» genannt werden kann, so würde ich wünschen, dass recht viele unter uns sich derartiger Inkonsequenz schuldig machten!). Bernard Shaw war ein Musterbeispiel des wahrhaft «modernen Menschen» der täglich bereit ist, sich neu zu orientieren, und keine Hemmungen hat, seinen Entwicklungsgang frei zu bekennen. In dieser Freiheit und Aufrichtigkeit aber bleibt Shaw die konsequenteste aller Persönlichkeiten. Hohes Etos, Wahrheits- und Gerechtigkeitsfanatismus beseelen als einheitlicher Zug sein Lebenswerk von Anfang seiner Laufbahn bis zu ihrem Ende.

Worin aber bestand jener grosse Irrtum des neunzehnten Jahrhunderts: Nachdem Darwins «Ursprung der Arten» die Schöpfungsgeschichte als Legende entlarvt hatte, so folgerten die «Darwinianer», dass der Gott ebenso ein Ammenmärchen war, wie die Erzählung vom Garten Eden, und glückselig machten sie Schluss mit dem ganzen dummen «Aberglauben». Das Resultat war rücksichtsloser Materialismus; eine leere, gesinnungslose Welt; wissenschaftliche Engstirnigkeit und Einseitigkeit.

Als Bernard Shaw seinen verhängnisvollen Irrtum erkannte, und — gleich Goethe — zu der Einsicht gelangte, «dass alle echte Wissenschaft letzten Endes Metaphysik sei», gab es für ihn kein zurück zur Kirche mehr, weil die Kirche ja als Bedingung zum Glauben an Gott auch den Glauben an die Schöpfungslegende kategorisch fordert. Da nun aber für den wissenschaftlich orientierten Menschen diese Legende Legende ist, — musste Shaw auch bei Anerkennung der höchsten Macht für die Kirche Atheist bleiben. (Wie ein Spinoza, — und noch heute alle modernen Spinozas — für die Synagoge).

Shaw war nicht nur kein Atheist, sondern er war auch überzeugt, dass nur religiöse Epochen echte Kunst, Musik und Literatur hervorbringen. Er zählt seine eigenen Bühnenwerke bis zur Jahrhundertwende mit denen Ibsens und Strindbergs zur Dekadenz und sagt wörtlich: «solange wir keine grosse religiöse Bewegung haben, können wir auch keine grosse künstlerische erhoffen.»

Nach dieser Richtung glaubt Bernard Shaw den neuen Weg beschritten zu haben, mit seinen beiden Werken: «Mensch und Uebermensch» und Zurück zu Methusalem», welche Bücher mit der Einsicht geschrieben wurden, «dass irgend jemand den Garten Eden in die Hand nehmen, und von Unkraut säubern müsse».

Bernard Shaw hofft, dass die junge literarische Generation ihn auf diesem Wege bald übertreffen möge. Denn «eine Religion des zwanzigsten Jahrhunderts» sieht er bereits entstanden in der «schöpferischen Evolution», — (der Gegensatz zur mechanischen, Dirwinistischen) — «die eine moderne, wissenschaftliche Tatsache ist.» Eine Religion, erstanden aus der Asche des Pseudochristentums und des blossen Skeptizismus.

Das Buch Methusalem wurde geschrieben, «um dem nihilistischen Russland wieder eine Religion zu geben»; ein Beweis also, dass Rusland von Shaw nicht bedingungslos akzeptiert worden ist, auch wenn Stalins lebensgrosses Bild in seinem Sterbezimmer hing. —

Dass Bernard Shaw auch «Letzan» war, ein geistreicher Spassmacher, — kann nicht geleugnet werden. Jedoch, es geht bei seinen Spässen nicht um den Spass der Dinge, sondern um ihren Ernst. Und mit dem Ernst, der hinter Shaws Spässen liegt, wird sich die Welt noch viel auseinanderzusetzen haben.

Bernard Shaw, der Feminist

Im Rahmen der Würdigungen, die dem verewigten Dichter von aller Welt zuteil werden, schulden wir Frauen Bernard Shaw ein besonders ehrendes Andenken; ein erheblicher Teil seines Lebenswerks ist unsrer Ehrung gewidmet.

Shaw hat den weiblichen Geist nicht nur auf eine ebenbürtige Stufe mit dem des Mannes gestellt, sondern auf eine höhere. Und das zu einer Zeit, da die Frau selbst sich ihres Anspruches auf Gleichberechtigung noch kaum bewusst war. Ganz abgesehen von seinen theoretischen Beiträgen zum Frauenproblem, steht das Sujet Frau jederzeit im Interessenzentrum des Künstlers Bernard

Ueber das sich ganz ähnlich stellende Flüchtlingsproblem in Oesterreich sprach Landesrat R. Kolb, der unserem Land auch seinen Dank überbrachte für die an Oesterreich geleistete Hilfe. Dieses durch den Krieg und die wirtschaftliche Ausbeutung seitens des östlichen Siegerstaates schwer heimgesuchte Land, in dem auf hundert Arbeitende neunzig Befürsorgte entfallen, beherbergt heute noch rund eine halbe Million Flüchtlinge, darunter 270 000 Volksdeutsche. Zwei Drittel der Heimatlosen konnten in den Arbeitsgang eingegliedert werden. 33 000 in Lagern untergebrachte Flüchtlinge bedürfen einer Sonderbetreuung, für die Oesterreich jährlich über 100 Millionen Schilling aufzubringen hat.

Ueber die

Mithilfe der Schweiz

bei der Lösung der europäischen Flüchtlingsfrage äusserte sich Prof. C. Ludwig, Präsident der Schweizer Europahilfe. Diese Hilfe entspreche bester schweizerischer Tradition und dem Gefühl für europäische Verbundenheit.

Prof. Ludwig unterstrich, dass es sich für die Schweiz weiterhin darum handeln müsse, beizutragen zu einer konstruktiven, endgültigen Lösung eines Problems, das eine schwere Gefahr für den gesamten Westen darstelle. Diese aufbauende Hilfe soll nicht nur die Lage des Flüchtlings erträglicher gestalten, sondern ihm aus seinem Flüchtlingsdasein heraushelfen. Dabei haben sich auf Grund der Erfahrungen der einzelnen Hilfswerke und im Einklang mit den ausländischen Selbsthilfebestrebungen vor allem drei Tätigkeitsgebiete ergeben: Hilfe bei der Ausbildung von berufs- und heimatlosen Jugendlichen, Siedlungshilfe und Unterstützung der Auswanderung.

Sofern die Bundesversammlung — wie der Bundesrat es ihr beantragt — der Schweizer Europahilfe einen neun Kredit von drei Millionen Franken gewährt, wird diese so notwendige Hilfstätigkeit fortgesetzt werden können: in Deutschland und Oesterreich und auch in Griechenland, in dem der zehnte Teil der Bevölkerung kein Dach über dem Kopf hat.

Jetzt täte eine Tasse Tee gut!

El. St. Wenn wir in der Schweiz so en passant in irgend einem Restaurant oder Wirtshaus ein Glas Tee verlangen, so setzt man uns meistens ein furchtbares «Gschlüder» vor, an dem das einzig unbeanstandbare die Temperatur und der Zucker ist. Ist es da ein Wunder, dass der Tee-Konsum in der Schweiz gegenüber anderen Ländern, vorab England, sehr klein ist? In England kamen im Jahre 1939 auf den Kopf der Bevölkerung 9¼ Pfund Tee, in Irland 7¾, in Australien 7, Neuseeland 6¼, Holland 2¾, in Amerika ¾ Pfund bei uns in der Schweiz ... 200 Gramm.

In Dänemark erschien am 5. März 1950 in der «Nationaltidende» ein Tee-Artikel unter dem Titel «Die Dänen trinken nicht Tee — sondern Abwaschwasser.» Für sehr weite Kreise dürfen wir diese krasse Tee-Zubereitungs-Qualifikation ohne weiteres für unser Land auch übernehmen, für den Privathaushalt wie für das Gastgewerbe. Im Gastgewerbe erhält man vor allem guten Tee, da wo die Engländer verkehren, und da wo die Leiter der Häuser englische Sitten und Wünsche kennen. Aber sonst ist er in sehr, sehr vielen Gaststätten, auch alkoholfreien, bei uns oft eine so dünne, farb- und kraftlose Brühe, dass der Schweizer eben immer mehr nach dem in entschieden besserer Qualität zubereiteten Kaffee greift; sogar die Frauen.

Da beide Getränke nur durch Import beschafft werden können, spielt in der Auswahl dieser beiden Getränke der Schutz der einheimischen Produktion hier nun einmal keine Rolle — und so ist es sehr zu begrüssen, dass in Zürich neuerdings ein Tee-Büro, eine Zweigstelle des «International Tea Market Board Ltd.» in London, New York, Toronto, Amsterdam u. a. Städten sowie auch in Afrika, Asien und Australien eröffnet worden ist. In der Seefeldstrasse, im neurestaurierten alten Färberhaus, beratet dieser Tea-centre alle Interessenten von einem hübsch eingerichteten, mit Film-Vorführungsmöglichkeit und Degustationsraum versehenen Büro aus, und ist bestrebt, Vorurteile über den Tee zu zerstreuen und ihm durch Anleitung für gute Zubereitung im Gastgewerbe und im Privathaushalt neue Freunde zu werben.

Vor allem gilt es das Vorurteil von der Schädlichkeit, der nervenaufregenden Eigenschaften des Tees zu bekämpfen. In England, wo pro Kopf der Bevölkerung pro Tag 6 Tassen, also pro potentiellem Teetrinker 12—14 Tassen Tee getrunken werden gegenüber durchschnittlich einer Tasse Tee jeden dritten Tag bei uns, hat man auf alle Fälle nie den Eindruck, dass die klassische Ruhe und Ausgeglichenheit des Engländers durch den Tee gefährdet sei. Bei uns in der Schweiz ist man jedenfalls ohne Tee entschieden aufgeregter, gehetzter, «nervöser»! Im letzten Krieg soll die regelmässige Verabreichung von gutem Schwarztee an die Truppe, welche von Haus aus, von der Fabrik, vom Geschäft her, wo er den Belegschaften täglich abgegeben wird, daran gewöhnt war, eine eminente Rolle zur Hebung der Mentalität und Widerstandskraft gespielt haben. — Und wo in einem Land, wie bei uns, neben der Milch als ausgesprochenem Nahrungsmittel, der Alkohol mehr oder weniger als Landesgetränk bezeichnet werden muss — leider Gottes! — ist es nicht überflüssig, solchen Tatsachen einmal einige Aufmerksamkeit zu schenken. Eine Erfahrungstatsache ist es jedenfalls, dass, wenn auf Arbeitsplätzen, bei Bauten, den Arbeitern im Sommer gekühlter, im Winter heisser Tee zur Verfügung gestellt wird, dieser stets dankbar angenommen, und in grossen Mengen getrunken wird, was ihrer Leistungsfreude jedenfalls besser dient als die zahlreichen Most- und Bierflaschen. Dies nur nebenbei als Parallele zu England, wo eben an jeder Arbeitsstelle, auf dem Schiff, in der Eisenbahn, an der Landstrasse, überall guter Tee abgegeben wird und in unzähligen Teehäusern billig zu haben ist.

Diese internationale Tee-Organisation vertritt ausser den indischen Teesorten diejenigen von Ceylon, Indonesien, Pakistan und Britisch-Afrika. Der Tee war das Nationalgetränk Chinas, wo es sicher schon vor unserer Zeitrechnung bekannt und schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. als Volksgetränk beliebt war. Im Jahre 1834 verlor die British Ost-Indische Compagnie ihr Monopol für den chinesischen Handel. Aber schon vorher hatten jahrzehntelange Versuche zur Teekultur in Indien und Ceylon stattgefunden, die dann schliesslich durch die Veredlung eines zufällig entdeckten wildwachsenden Teestrauches von Erfolg gekrönt waren. Die Tee-Kultur ist eine anspruchsvolle Sache und wird unter Anwendung grösster Sorgfalt in der Betreuung der Pflanzungen und in der Gewinnung der Teeblätter und ihrer weiteren Behandlung durchgeführt. Das fertige Produkt ist auch ein subtiles Material, und deshalb ist es wirklich notwendig, dass auch der Zubereitung eines guten Tee-Getränkes die nötige Sorgfalt, ja eine gewisse Andacht zu teil wird, wie es in den Ursprungsländern der Fall ist.

Das sogenannte «Tea centre« gibt für die Zubereitung eines guten Tees folgende Anleitung:

«Wichtig ist bei diesem internationalen Teerezept, dass man:

1. genügend Tee verwendet, d. h. 1 Tee-Masslöffel oder 1 Tee-Löffel pro Tasse. Dieses Mass entspricht einem Gewicht von mindestens 2 Gramm Tee.
2. dass man den Tee mit frisch gekochtem Wasser, das den Siedepunkt erreicht hat, aufbrüht und
3. dass man den aufgebrühten Tee genau 5 Minuten ziehen lässt.

Zu einem guten Tee gehören Milch und Zucker. Die Milchsäure neutralisiert das Tanin im Tee und lässt das Tee-Aroma besser hervortreten. Eine von uns durchgeführte Marktforschung hat gezeigt, dass nur 5 Prozent der Teetrinkenden auf Tee ohne Milch bestehen.

Vor allem gilt es, in der Schweiz verschiedene Vorurteile und eingesessene Gewohnheiten einer falschen Teezubereitung auszumerzen. So z. B. eine Prise Tee genüge, um ein gutes Getränk zu erhalten. Dem Tee wird vom ersten Wachstum, beim Pflücken und Verarbeiten in den Tee-Produktionsländern bis zu seinem Verkauf auf dem Ladentisch die beste Behandlung zuteil.»

Dazu möchten wir noch eine 4. Regel anführen. Da der Tee irgendwie ein kultiviertes Getränk ist, ein Getränk, das man gerne bei sich zu Hause in Gesellschaft, unterwegs, wenn man müde und abgeklappt, im Arbeits- und Studierzimmer, wenn der Kopf «leer und sturm» wird, trinkt, sollte er nicht nur gut, sondern auch hübsch serviert sein. Ein noch so guter Tee in einer dicken weissen Wirtshaus-Kaffeetasse, oder einem langweiligen Glas entbehrt jeder Möglichkeit, uns Freude zu machen. Zu einem richtigen Tee gehört, wenn auch nicht gerade eine echt chinesische Tasse aus der Mingzeit, so doch eine feine Porzellantasse, gehört eine gemütliche Tee-Kanne und kein alter Milchtopf mit abgeschlagenen «Zauggen» — kurzum, zu einem rehabilitierenden Tee, gehört zum mindesten im Privathaus und im Gastgewerbe etwas Kultur — eine «prétension», die für ein Glas Bier keinem Menschen in den Sinn käme, und wodurch die Teezubereitung zu einer festlichen, in seinen Ursprungsländern fast kultischen Angelegenheit erhoben wird.

Es ist herzlich zu hoffen, dass dem neu eröffneten, unter der Leitung von Direktor Spycher stehenden Tee-Bureau mit seiner Propaganda Erfolg beschieden sei. Bereits soll der Tee-Konsum im Jahr 1950, auch dank der Propaganda für eisgekühlten Tee um 50 Prozent gestiegen sein. Die beste Propaganda wird natürlich eine bessere und sorgfältigere Zubereitung dieses feinen, aromatischen, leistungsfördernden Getränkes sein. In wie schlechtem Rufe wir in dieser Beziehung stehen, beweist ein Ausspruch des witzigen Bernard Shaw, — mit dem die Propagandistin Frau H. Rüegg ihre interessanten Ausführungen schloss:

Bernard Shaw wurde von einer Dame gefragt: «Warum sind die Engländer ebenso stark dem Teetrinken ergeben, als die Schweizer dem Kaffeetrinken?»

«Well, liebe Frau», sagte Shaw, «wenn Sie einmal englischen Kaffee, und einmal schweizerischen Tee getrunken hätten, so würden Sie sich über diese Tatsache nicht wundern.»

Aktion: Wir helfen Flüchtlingskindern

2. Gabenliste

Wiederum können wir den Eingang von 18 Spenden aus unserem Leserkreise melden: Frl. F. Sch., Z. Fr. 7.50; Frau M.-L., Z., 50.—; Frau F. D., L., 10.—; Schw. M. St., N., 5.—; Prof. W. F., B., 50.—; Frau H. B., Th., 5.—; Frl. M. B., R., 25.—; A. M., B., 10.—; Frl. N. L., Z., 10.—; Frl. M. J., R. J. und C. B. in Z. 24.—; Frl. M. V., Z., 10.—; Frau Pr. Sp., Z., 10.—; Frau C. J.-L., Z., 10.—; Frau Pr. B., B., 10.—; Frau N.-M., L., 20.—; Frl. M. G., W., 20.—; Frl. V. W., Sch., 30.—; Frl. M. St., B., 50.—.

Total Fr. 356.50
vorher schon gemeldet Fr. 925.—
Bis jetzt total eingegangen Fr. 1281.50

Wir danken von ganzem Herzen allen Gebern und Geberinnen, und werden unsere Leserinnen fortlaufend über unsere Aktion informieren.

Postcheck III/13 067.

Der Vorstand
«Genossenschaft Schweizer Frauenblatt»

Mitteilung

des Vereins «Freunde schweizerischer Pflegekinder, Zürich» (Sekretariat: Bergstrasse 25, Zürich 44).

Einige Artikel, die im Laufe der vergangenen Monate gelegentlich in der Presse erschienen sind (u. a. im Schweizerischen Frauenblatt), könnten bei unseren Freunden und Gönnern den Eindruck erwecken, dass wir unsere Selbständigkeit aufgegeben und uns dem Verband «Schweizerischer Pflegekinder-Aktion» angeschlossen hätten. — Da ferner dieser Verband gegenwärtig mit einer grossen Werbeaktion an die Oeffentlichkeit gelangt, legen wir grossen Wert auf die Erklärung, dass unser Verein mit dem erwähnten Verband in keinerlei Beziehung steht. Das unter unserem Patronat vor ungefähr einem Jahr in Saland gegründete Heim «Weidhalde», in dem bis 15 Pflegekinder aufgenommen und mit den Heimeltern eine Familie bilden, wird aus eigener Initiative weiter bestehen und als Wegleitung für künftige Aufgaben dienen.

Verein «Freunde schweizerischer Pflegekinder, Zürich. Postcheck-Nr. VIII 11 725.

Politisches und anderes

Neujahrsempfang im Bundeshaus

Der Neujahrsempfang im Bundeshaus wickelte sich auch dieses Jahr im herkömmlichen Rahmen ab. Bundespräsident Eduard von Steiger, der zum zweiten Mal die Würde des Bundespräsidenten bekleidet, empfing im reich mit Blumen geschmückten Bundersratssalon die Neujahrswünsche der bernischen städtischen und kantonalen Behörden, sowie der Vertreter des bei der Eidgenossenschaft akkreditierten diplomierten Korps. Ausser den Delegationen der kantonalen, städtischen und bürgerlichen Behörden von Bern, der Vereinigten Nationen und des Konsularkorps, nahmen 47 Abordnungen der ausländischen Missionen am Empfang teil.

Frauen als Richterinnen

Der Grosse Rat des Kantons Bern hat im neuen Gesetz über Reform der Gerichtsorganisation die Mitwirkung der Frauen im Gewerbegericht vorgesehen. Die vorberatende Kommission hatte Streichung dieses Artikels beantragt, aber mit grossem Mehr setzte ihn die Ratsversammlung wieder ein. Die Berner Grossräte wie auch die Waadtländer Grossräte sind offenbar der Meinung, dass die Frauen genügend Intelligenz und gesunden Menschenverstand besitzen, um richterliche Funktionen ausüben zu können. Hat doch der Kanton Waadt soeben seine kantonalen Geschworenen neu gewählt: zum erstenmal waren auch Frauen wählbar, und es wurden über 30 gewählt.

Und in Freiburg?

Grossrat Challamel hat bei Eröffnung der November-Session im Freiburger Grossen Rat eine Motion eingereicht, welche für die Freiburgerin die politische Gleichberechtigung verlangt.

Der österreichische Bundespräsident gestorben

Der österreichische Bundespräsident Dr. Karl Renner ist am Silvestermorgen in seinem Heim in Grinzing verschieden. Dr. Renner hatte vor drei Wochen sein 80. Altersjahr vollendet und war schon seit mehreren Wochen leidend.

Annahme des französischen Militärbudgets

Dreifaches Vertrauensvotum für Pleven. Nach einer durchwachten Nacht hat die französische Nationalversammlung am frühen Morgen des Silvestersonntags das gesamte Militärbudget für das Jahr 1951 genehmigt und im gleichen Zuge der Regierung Pleven mit 331 gegen 185 Stimmen das Vertrauen ausgesprochen. Die Opposition beschränkte sich auf die Kommunisten und ihre linksradikalen Trabanten. Die Gaullisten und annähernd die Hälfte der Rechtsabgeordneten enthielten sich der Stimme, um ihre Vorbehalte anzudeuten.

Die britischen Boden- und Fliegertruppen

in Deutschland sollen gemäss amtlicher Mitteilung dem Kommando General Eisenhowers unterstellt werden, sobald dieser seinen Posten als Oberkommandierender angetreten hat. Für die Unterstellung britischer Truppen unter einen ausländischen Befehlshaber muss der König seine Einwilligung geben. Eine besondere Aktion des Kabinetts dürfte sich hingegen erübrigen.

Heere der Balkansatelliten bedrohen Jugoslawien mit 600 000 Mann

Marschall Tito hielt am Donnerstag vor dem jugoslawischen Parlament eine nahezu einstündige Rede, in der er die Parlamentarier unter Hinweis auf die militärischen Vorbereitungen in den benachbarten Kominformländern aufforderte, die «schwere Bürde» eines zu 17 Prozent aus Militärausgaben bestehenden Budgets für 1951 gutzuheissen.

Eine Gemüsebörse in Marseille

Demnächst wird in Marseille eine Gemüsebörse eröffnet, deren Schaffung schon seit langem von den Händlern verlangt und nun von der Marseiller Handelskammer verwirklicht worden ist. 1949 wurden in dieser Stadt 326 000 Tonnen Gemüse und Früchte aus Nordafrika eingeführt. Durch die Schaffung der neuen Gemüsebörse wird den nordafrikanischen Produzenten der Absatz ihrer Erzeugnisse in Europa erleichtert.

... wenn schon, dann

DITZLER
CONFITÜREN

Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

Shaw. Die meisten Frauentypen seiner berühmten Dramen sind eine Demonstration positiver Wertung der Frau. Begonnen bei Eva am Anbeginn aller Zeiten, als dem Urtypus des weiblichen Prinzips in «Zurück zu Methusalem». Grosszügig und weitblickend ist diese, von Shaw erschaffene Urfrau, mit einem tiefen, aufs Ganze gerichteten Weltsinn; im Gegensatz zu Adam, dem Einseitigen, ewig in der Erde grabenden Mann, der da lebt, um zu arbeiten, um seine Spezialität, den Ackerbau auszuüben, — während sie, die Frau, ihre Arbeit tut, nicht um der Arbeit willen, sondern mit dem Ziel, für das Schöne und Erhabene zu leben, — für Kunst, Dichtung, Musik. Liebe zur Kreatur und echter Naturverstand zeichnen Bernard Shaws Urtypus des weiblichen Menschen aus, und so überträgt er ihn auf das moderne Leben als Lady Ciceley («Kapitän Brassbounds Bekehrung»), — die allen Männern überlegene Frau mit der geduldigen Menschenliebe, und dem klaren umsichtigen Blick, deren gesunde Vernunft ständig die, durch starre Einseitigkeit der Männer aufs höchste gefährdete Lage rettet.

Ebenso ist «Candida» — im gleichnamigen Drama — die souveräne, die Situation beherrschende Frau, sozusagen die Beschützerin des wirklichkeitsfremden Mannes, der in dem naiven Glauben lebt, Ernährer und Beschützer der Gattin zu sein, und auch nicht im Entferntesten bemerkt, dass sie es ist, die waltet und sorgt, — sie ganz allein. Alle Unannehmlichkeit, alle Mühe und Plage, die eine Hauswirtschaft in kleinlichen Verhältnissen mit sich bringt, ruht auf ihren Schultern; — jedes Hindernis, jede unbequeme Störung wird von ihr aus seinem Weg geräumt, damit er in Ruhe und in Frieden seine Lieblingstätigkeit, seinen Beruf ausüben könne.

Dieses Bühnenstück, — obwohl vor mehr als einem halben Jahrhundert geschrieben, — ist leider noch ganz und gar aktuell. Shaw hat hier demonstrativ veranschaulicht, wie es dem Manne überhaupt nicht in den Sinn kommt, welche Opfer er von Seiten der Frau entgegennimmt, indem er in voller Ruhe und Hingebung dem von ihm gewählten Beruf leben, und die Würde des Ernährers geniessen kann, dadurch dass sie alle sonstigen Lebensanforderungen aus ihrer Kraft bestreitet: Die Verpflegung der Familie, Erziehung der Kinder, die Sorge für häusliche Gastfreundschaft, die ökonomische Hausverwaltung und die tägliche endlose mühevolle Hausarbeit.

«Candia» ist ein anschauliches Beispiel dafür, wie mit dieser ewigen unproduktiven Arbeit die Frau die Geltung ihrer eignen Persönlichkeit untergräbt, und der des Mannes zum Opfer bringt.

Etwas hat sich seit den letzten 50 Jahren geändert, seit Shaw — dem Beispiel Ibsens folgend — die Frau zum Bewusstsein ihres Individualitätsanspruches erweckte: Die Persönlichkeitsentwicklung der Frau hat sich vollzogen. Wir sind nicht mehr nur die Frau unsres Mannes: wir leben unser eigenes Leben, wir haben unsre eigene Meinung; wir haben unsren eigenen Beruf, und wir üben ihn aus. Jedoch dies alles ist nur halbe Lösung des Problems. Unser Leben wurde tausendmal schwerer, als es vordem war. Denn alle die unzähligen Mühen und Sorgen, die Haus- und Familiengründung im Gefolge haben, lasten weiterhin ausschliesslich auf unsren Schultern. Weiter ist der Mann es geblieben, der ungestört den Beruf ausüben darf, weil wir sein Haus besorgen, seine Kinder, seine Eltern pflegen, seine Wäsche erhalten, seine Gäste bewirten, — trotzdem auch wir nun einen Beruf ausüben und manchmal sogar die Haupternährer der Familie sind. Niemand bemerkt, dass all dies unsre Kraft weit übersteigt; ganz so wie Candidas Leistung unbemerkt verbleibt, bis sie im Schlussakt sie mit überzeugenden Worten der Welt vor Augen führt.

Auch in unserem Drama ist es höchste Zeit für einen solchen Schlussakt. Endlich müssen auch wir die Sprache finden, unsre untragbare Situation vor der Welt klarzustellen, und damit den Mann zur Anteilnahme an der Lösung des Problems aufzurufen, welches sein Problem genau so zu sein hat, wie das unsrige.

Auf welche Weise kann der tägliche Dienst an Haus und Familie verrichtet werden, ohne die bisherige Ueberbürdung der berufstätigen Frau?»

Bernard Shaw hat vor einigen Jahren die Einführung eines neuen Wahlsystems gefordert: «Die vereinigte Stimmenabgabe»: Nicht einem Manne oder einer Frau habe man seine Stimme abzugeben, sondern «einem Manne und einer Frau». Wenn Shaw diese Forderung auch nur damit begründet, dass in den bestehenden Systemen die Frau zu sehr benachteiligt sei, so liegt doch noch ein weit höhereres Ziel in der, von ihm gewünschten Neuordnung, — (wie sich aus seinem Gesamtwerk deutlich genug folgern lässt), nämlich: die Fruchtbarmachung der Synthse des männlichen und weiblichen Geistes für die Aufgaben des Staaten, wovon Shaw sich bessere Resultate verspricht, als die bisherige Männervorherrschaft mit ihrer einseitigen Mentalität, sie hervorbrachte.

Mit sich bereits durch Platon für die Aufnahme des Gedankens vorbereitet, dass erst aus der Vereinigung des männlichen Geistes-Prinzips mit seinem Gegensatz — «der menschliche Geist» in seiner Ganzheit sich ergibt.

Auf zwei Hilfsmittel hat Shaw die Menscheit zu besserem Vorwärtskommen in der Beherrschung ihrer Aufgaben hingewiesen:

a) Ausdehnung des Lebensalters (vermittels Willensstärke), zweck Zeitgewinn zur Erlangung genügender Reifheit und Lebenskluglheit. (Eine Hypothese, deren Realisierbarkeit der Dichter durch sein eigenes Beispiel bewiesen hat).

b) Vereinigte Wirksamkeit der männlichen mit den weiblichen Geisteskräften.

Diese letztere Mahnung sei nicht allein den Männern eingeschärft, sondern uns Frauen ganz im besonderen. Wenn wir über die Lösung unsrer brennendsten Fragen uns mit den Männern gemeinsam darüber zu Rate setzen; in erster Linie weil unsere Probleme ganz und gar auch die ihrigen sein müssen, genau so wie wir ihre Probleme längst auch zu den unsrigen gemacht haben. Und in zweiter Linie, weil aus vereinigtem Recht schnellere und bessere Resultate erspriessen, — wie Bernard Shaw es angedeutet hat.

Mit Recht würdigt die Welt den Heimgegangenen Dichter nicht als Künstler allein, sondern auch als Erzieher. Uns Frauen war er Erwecker, Mahner und Führer auf dem Weg, den wir vorwärtsschreiten.

Esther Kleinmann Tel Aviv

1951 K 153

Plauderei mit einer Journalistin

Vor einiger Zeit habe ich bei einer Wanderung draussen in der schönen Natur auf einer Bank im Schatten eines Baumes sitzend, eine Dame getroffen. Sie sass da, hatte einen grossen Notizblock auf den Knien und schrieb eifrig. — Dass sie schrieb, erweckte meine Aufmerksamkeit. Ich ging auf das Bänklein zu, fragte die Fremde höflich, ob es erlaubt sei, Platz zu nehmen. Sie nickte mir freundlich lächelnd zu. Dieses Lächeln ermunterte mich, ein Gespräch mit ihr anzufangen, in der Hoffnung, irgend etwas Interessantes vernehmen zu können. Wir Journalisten sind bekanntlich eine unglaublich neugierige Sippe. Wir befinden uns ständig auf der Jagd nach Neuigkeiten, an denen wir unsere Leser in möglichst ansprechender Weise teilhaben lassen möchten.

Bei dieser Fremden hatte ich nicht umsonst gehofft. Nach kurzer Gesprächseinleitung über den herrlichen Sommertag, ging ich auf mein Ziel los und fragte: «Sie scheinen bei einer wichtigen Arbeit zu sein; hoffentlich störe ich nicht?»

Darauf die andere: «Nein, gewiss nicht! Ich habe einen Artikel zu schreiben und bin bald fertig damit!»

«Einen Artikel», wiederholte ich. «Arbeiten Sie für eine Zeitung?»

«Ich bin Jounalistin und nebenbei schriftstellerisch tätig.

Ich hätte nun offen sein und sagen sollen: «Dann sind wir ja Kolleginnen, sozusagen Schwestern von der Druckerschwärze!» Statt dessen sagte ich nur, aber in wirklich aufrichtiger Begeisterung: «Oh, Sie haben einen schönen Beruf! Darf ich wissen, seit wann Sie schon schreiben?»

«Seit bald zwanzig Jahren. Eine ziemlich lange Zeit!»

Nach einer Weile des Nachdenkens, setzte ich meine Fragerei fort: «Haben Sie für viele Blätter zu arbeiten?»

«Für ungefähr fünfundzwanzig. Sie müssen aber wissen, dass man als freie Mitarbeiterin nicht ständig berücksichtigt werden kann, sondern eben nur dann und wann».

Ich hätte gerne den Namen der Fremden gewusst — vielleicht hatte ich ihn schon irgendwo gelesen. Aber ich wollte nicht fragen, denn dann hätte schliesslich auch ich mich vorstellen müssen und ich wollte vorerst noch die Unbekannte bleiben.

«Wie alt waren Sie, als Ihre erste Arbeit den Weg in die Oeffentlichkeit genommen hatte?» wollte ich weiter wissen.

«Achtzehn! — Ich kann mich noch gut an diesen ereignisvollen Tag erinnern, der für meine Zukunft entscheidend war. Es war eine kleine, harmlose sentimentale Liebesgeschichte, die von einer Lokalzeitung abgedruckt worden ist. Als ich das Zeitungsblatt mit meiner Geschichte, darunter in Kleindruck mein bescheidener Name stand, in Händen hielt, das Wunder sah und las, an das ich gar nicht zu glauben gewagt hatte, fiel ich meiner lieben Mutter halb lachend vor Glück, halb weinend vor Rührung, um den Hals. — Dieses grösste Ereignis meines jungen Lebens hat mich dermassen gepackt, dass ich mich einige Tage wie krank fühlte. —

Dieser kaum nennenswerte Erfolg munterte mich auf, Neues zu schreiben. — Das Erfreuliche war, dass meine Arbeiten in verschiedenen Blättern nacheinander zum Abdruck gebracht worden sind. Oft wurde die gleiche Arbeit bis zu zehnmal veröffentlicht. — In dieser Zeit gab es freilich noch nicht ein so grosses Heer von Schreibenden wie heute, und auch die Herren Redaktoren waren weniger anspruchsvoll. Man muss sich wirklich sehr anstrengen, um sich behaupten zu können. Dabei muss man auf mancherlei verzichten, was nicht immer leicht fällt.

Ich muss betonen, dass es bei unseren sonst so schönen und abwechslungsreichen Beruf mancherlei Störendes gibt, das behoben werden sollte. — Da kommt es zum Beispiel vor, dass unsere Arbeiten oft viel zu lange in den Schubladen der Herren Redaktoren liegen bleiben. Und — wenn endlich ihr Auge prüfend darüber geht, sie viel zu kritisch eingestellt sind — zu unserer grossen Enttäuschung. Dann kommt die Arbeit, die man mit so viel Liebe schrieben, zurück mit einer kühlen Absage. — Das tut oft sehr weh!

Ferner lassen uns hin und wieder Zeitungen arg lange auf die Honorarzahlungen warten, was für uns umso bedrückender wirkt, wenn wir just um diese Zeit dies oder jenes zu bezahlen hätten. Zum Beispiel: Die Steuern! — Brrr! — Die Steuern, wenn ich an dieses Kapitel denke, wird mir schwarz vor den Augen. — Aber nun zurück zu meinem Thema. Wenn die Herren Zahlmeister von den Zeitungen mit uns armen Völklein von der Feder doch ein bisschen mehr Einsehen haben möchten, so könnten sie unser Dasein um vieles verschönern. Ich muss aber gleichzeitig betonen, dass wieder andere Zeitungen und die in der Mehrzahl, ein sehr korrektes Zahlungswesen führen. Ihnen sei für alle Zeiten ein Denkmal gesetzt! —

Wieder gibt es irgendwo einen schlauen Zeitungsmann — natürlich gehört er dann nicht zu der vornehm denkenden Zunft unseres Gewerbes — der in aller Ruhe hinter dem Rücken eines Schreibenden dessen Arbeit abdruckt und dabei nicht im entferntesten ans Bezahlen denkt. Da muss man oft die Behörde zu Hilfe nehmen, nur damit man zu seinem Recht kommt.»

Als nun die Erzählerin schwieg, tat ich die Frage: «Und trotz den Entsagungen und mancherlei Unannehmlichkeiten würden Sie diesen Beruf wieder wählen, wenn Sie das Leben neu anfangen könnten?»

Sie nickte. «Ja, gewiss! Was gibt es Schöneres, als geistige Arbeit, in Worten niederlegen zu können, was das Auge sieht und das Herz empfindet. Und dann die Freiheit und das Ungebundensein, das mit diesem Beruf verbunden ist, dies ist doch auch etwas Herrliches! Freilich, wenn von Zeit zu Zeit der Geldbeutel besonders arg an Schwindsucht zu leiden beginnt, dann legt sich wohl manchmal ein leicht bitterer Geschmack auf die Zunge. Aber diese Bitternis ist gleich wieder verschwunden, wenn irgendwo ein Sternchen aufgeht oder eine Zahlung, die man mit Sehnsucht und Unruhe erwartet hat, einläuft.

Ich bewunderte im stillen ihren Mut, ihre Hingabe zur Arbeit und den damit verbundenen Idealismus.

Nun fragte ich weiter, ob sie sich denn bei all dieser Unsicherheit ihres Berufes keine Sorgen um die Zukunft und das Alter mache?

Sie schüttelte den Kopf. «Nein, heute nicht mehr, früher habe ich unter diesem Gedanken gelitten, jetzt bin ich darüber hinweg. Ich habe, wie gesagt, so viele Wünsche und Hoffnungen begraben müssen und das ist gut! Ausserdem glaube ich fest daran, dass ich immer werde das verdienen können, was ich zum Leben brauche!»

Darauf ich: «Nun will ich Ihnen etwas gestehen: All das, was Sie mir erzählt haben, habe ich an mir selbst erfahren. Ich muss Ihnen verraten, dass ich eine Berufskollegin von Ihnen bin!»

Die Fremde staunte mich an, dann ergriff sie freudig meine Hand, drückte sie fest und sagte lachend: «Es freut mich aufrichtig, dass es Ihnen gelungen ist, mich auszuhorchen, mich, die ich heimlich von Ihnen allerlei Interessantes zu erfahren hoffte. Und nun sind Sie diejenige, die meinen Stoff verarbeiten wird.»

«Wenn Sie es gestatten, gerne,» antwortete ich ebenfalls lachend.

«Ich wünsche von Herzen, dass Sie damit guten Erfolg haben werden!» — —

Lange noch sassen wir, nachdem wir uns gegenseitig vorgestellt hatten, interessiert plaudernd beisammen. Jede von uns beiden kannte bereits aus der Zeitung den Namen der anderen.

Als wir uns nach Stunden trennten, sagten wir uns herzlich «Auf Wiedersehen!» Und wir haben uns seither oft wieder getroffen und sind gute Freunde geworden.

Elisabeth

Ein besinnlicher Brief

Ma chère Odette!

Fast hast Du mich gerührt mit Deinem Lob der Handarbeit. Du siehst in der Geschicklichkeit, die wir älteren Frauen im Nähen und Sticken haben, in unserer Geduld und Ausdauer dabei, der stillen Geschäftigkeit unserer Hände den Beweis für eine innere Harmonie, die Euch Jungen abgehe. Gewiss, wer zappelig und fahrig ist, bringt keine noch so kleine Handarbeit zu gutem Ende. Doch weshalb, ma chérie, seid Ihr fahrig und zappelig? Gewiss nicht, weil Ihr keine Handarbeiten mehr macht. Der Grund liegt tiefer. Es lohnt sich, darüber nachzudenken.

Einmal war unsere Erziehung anders als die eure. Du und Deine Generation, Ihr wurdet nicht mehr zum Stillesitzen im Kreis der Mütter und Grossmütter eingeladen und angehalten wie wir. Wohl seufzten wir über die corvée, die Plage, doch fügten wir uns. Ihr aber habt euch kurzerhand geweigert, ausserhalb der Schule noch mit Nadel und Faden zu hantieren. Ihr hattet anderes zu tun. Wenn mir noch eine Sticklehrerin bestellt wurde — ein ältliches, buckliges Fräulein mit den sanftesten Augen der Welt — die mich in der Kunst der feinen Stiche unterwies, hast Du im selben Alter mit Deinen Brüdern «Indianerlis» gespielt, Bäume erklettert, geturnt und Flüsse durchschwommen, und tatest recht daran.

Nun wirkt ja jede Tätigkeit auf den Menschen zurück und gestaltet ihn um, während er gestaltet. Es stimmt: Handarbeit bedingt ruhige Gemütsart, disponiert aber auch dazu. Unruhe, Wildheit, Gelüste nach Abwechslung und Abenteuer sind durch unsere Erziehung weitgehend aufgefangen und abgeleitet worden, wogegen Du und Deine Freundinnen gerade Mut, Kühnheit, rasche Anpassung an jede Lage geübt und ausgebildet habt. Frage, was für die Frau unserer Tage wichtiger ist, Geduld und geruhliche Beschaulichkeit, oder Kraft, sich durchzusetzen im Kampf ums Dasein, wie der abgedroschene Ausdruck lautet. Du kennst die Antwort, sind doch wir älteren Semester sogar in die neue Lebensform der Frau hineingezogen worden und mussten lernen, wohl oder übel, uns einzusetzen, zu handeln, zu disponieren — und fanden ja auch Geschmack daran. Wenn wir uns doch etwas von der Seelenruhe früherer Frauengenerationen gerettet haben, was uns unter anderem erlaubt, eine langwierige Handarbeit ohne Nervosität zu beenden, so geniessen wir eben jenes Stück Mädchenerziehung, das euch aus Gründen der Notwendigkeit vorenthalten wurde. Es ist gewiss nicht eure Schuld, dass ihr, wie Du klagst, bei keiner Näharbeit mehr aushalten könnt, dass es euch immerzu juckt, etwas zu unternehmen, davonzulaufen, Neues zu versuchen und euch über jedes Mass hinaus zu verausgaben. Es ist die Schuld eurer Mütter, die es nicht verstanden haben, euch das eine zu geben ohne das andere zu nehmen. Und weshalb haben eure Mütter versagt? Man könnte von Generation zu Generation rückwärts nach der Schuld suchen und sie auch finden. Aber suchen wir lieber nach dem Guten, das ihr Jungen erobert habt. Ich sehe es gerade darin, dass ihr nicht mehr zu Hause sitzt und unnütze Dinge stickt, auf etwas wartet, das euch mitnähme, wie es im Gedicht heisst, sondern dass ihr mit klarem Kopf euch bemüht, auf dem Gebiet, das ihr gewählt habt, das Beste zu leisten. Eine Frau, die handarbeitet, träumt. Sie lebt in der Phantasie und nimmt sich dort, was sie in der Wirklichkeit nicht zu gewinnen wagt. Gottlob habt ihr damit gebrochen und seid ins Leben hinaus getreten, und nehmt mit geschickten Händen, was euch not tut. Schluss mit Träumen und Handarbeiten. Leben wir, und wenn es manchmal auch etwas hastig und zerfahren zugeht.

Dies wäre das eine. Das andere aber ist: Jedes Ding zu seiner Zeit. Der junge Mensch darf und soll nach aussen leben, sich umtun, Erfahrungen sammeln, seine Haut zu Markte tragen. In der Mitte des Lebens fangen von selbst die Tage sich zu mehren an, da der Sinn von der Umwelt die einen langsam entlässt, abgekehrt sich nach innen wendet. In meinem Alter wirst auch Du ruhevoll über einer Handarbeit zu sitzen vermögen und das Innen mit dem Aussen in Einklang gebracht haben, dessen bin ich sicher. Du musst es Dir nur als Ziel stekken. Die Jahre arbeiten ihm zu.

Nun will mir aber doch scheinen, ma chérie, wenn ich Deinen Brief nochmals lese, unter Deiner Bewunderung für die Handarbeit verberge sich eine ehrliche, brennende Sehnsucht nach Stille und Einkehr, so als hättest Du eine Enttäuschung erlebt, einen Verdruss gekostet oder als wärest Du tief in Dir des Betriebes müde. Horche darauf. Gönne Dir diesen Wunsch nach Ruhe. Schon dies beruhigt. Zwinge Dich nicht, stets frisch und gewappnet zu sein. Leg Dich hin, versuche zu träumen, und geh' behutsam Deinen Träumen nach. Sie können Dir verraten, was Dir fehlt. Spaziere oft unter Bäumen oder am Ufer eines gemächlich dahinziehenden Wassers. Vielleicht beginnst Du auch eine dumme, kleine Handarbeit, ein Spitzchen altmodischer Art, ganz überflüssig und zählst die Stiche genau, geduldig... Versuchs mal, ma chérie, und berichte mir wieder.

Ta Marraine. A. V.

Die erwachsenen Kinder

Was unseren erwachsenen Kindern meistens fehlt, ist die Lebenserfahrung, die wir ihnen voraus haben. Wie hoch diese schon in der Oeffentlichkeit eingeschätzt wird, zeigt das Gesetz, das den jungen Menschen, ohne Rücksicht auf Veranlagung oder Ausbildung, bis zum 20. Jahr als unmündig erklärt, von da an als mündig oder reif. Wenn ein Fünfundzwanzigjähriger die hinter ihm liegende Lebenserfahrung betrachtet, wird er zugeben, dass es gut ist, sich erst in Lebensfragen zu entscheiden, wenn man bereits in die Lebensschule selbständig gegangen ist. Die Unabhängigkeit eines etwa 17jährigen Taglöhners, der sich seinen Unterhalt bereits verdient, und der daher von der Bevormundung der Eltern nichts mehr wissen will, bringt ihm oft genug Schaden ein. Aber auch die entgegengesetzten Verhältnisse: Wenn der etwa Fünfundzwanzigjährige noch nicht in der Lage wäre, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, so ist dies unnatürlich und kann Nachteile zur Folge haben.

Wenn die erst spät erreichte Selbständigkeit noch durch fatale wirtschaftliche Verhältnisse bedingt ist, hat der junge Mensch besondere Rücksicht nötig. Der starke Drang, seine eigenen Wege zu gehen, ist für ihn dann schwer zu ertragen. Das Naturgemässe für diesen jungen, kräftigen Mann wäre, dass er nun nicht mehr unter dem Gebot der Eltern stünde und auch nicht ihrer Fürsorge obliege. Das Bewusstsein, sich selbst erhalten zu können, gäbe ihm Ansporn. Sonst fühlt er seine jugendliche Kraft vergeudet.

Die lange Wartezeit, die mit vielen, besonders mit höheren Berufen verbunden ist, hat oft diesen Uebelstand zur Folge und bringt oft die Tüchtigsten in Abhängigkeit und Notlage, die nur durch grosse Rücksicht der eigenen erträglich bleibt. Das Schlimmste wären da Vorwürfe.

Stellen wir uns zu den erwachsenen Kindern so, dass wir ihnen gerne raten, wenn sie uns befragen aber sonst wählen und werken lassen, bis sie den Ast erreicht haben, den sie brauchen. Ein kleiner Schaden tut da besser als ständige Bevormundung. Dem kleinen Buben sagen wir: «Es ist Zeit, dass du gehst», und er gehorcht. Dem grössern raten wir: «Du solltest jetzt gehen, sonst kommst du zu spät». Er folgt und weiss, dass der Rat gut ist. Dem Heranwachsenden möchten wir aus lauter Gewohnheit weiterraten. Er muss jetzt aber wissen, dass er allein die Verantwortung und all ihre Folgen trägt.

Reden die Eltern immer noch im Tone der Erzieher mit dem heranwachsenden Kind, machen sie dieses unselbständig, unsicher und verbauen ihm den Lebenserfolg. Umso besser ist es für solche Kinder, wenn sie rechtzeitig in die Fremde kommen, wo sie besser heranreifen als im allzu behüteten Elternhaus. Viele Kinder werden sich auch dort erst der Elternliebe bewusst. Bisher empfingen sie allzugrosse Zärtlichkeiten. Sie lei-

„Das Beste?" nein!!- Nur Pic-Fein!

In ZÜRICH Hotel AUGUSTINERHOF St. Peterstrasse 8 Tel. (051) 25 77 22
In DAVOS-PLATZ Hotel RÄTIA 2 Min. vom Bahnhof Tel. (083) 3 60 21
GEPFLEGTE ALKOHOLFREIE HOTEL-RESTAURANTS
an zentraler Lage. Gut eingerichtete Zimmer und behagliche Aufenthaltsräume. Jahresbetriebe
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Katzen oder: Von der Uebertragung

Wer wüsste nicht, dass Katzen unabhängige Geschöpfe sind! Sie geben sich nicht auf, wie der Hund, der seinem Herrn anhängt; sie leben in ihrem eigenen Bereich und lassen sich nur, wie Göttinnen, herab, ihrer menschlichen Hausgenossen Tun und und Treiben kühl-interessiert und unberührt zu beobachten.

Nicht alle Katzen. Schenkte mir da die Gemüsefrau eine junge Siamkatze. «Nehmen sie sie mit», sagte sie, «bei mir gefällt's ihr doch nicht recht.» Ohne mich zu besinnen, hob ich das vornehme Tierchen auf den Arm und trug es nach Hause. Es wehrte sich nicht, nahm aber keine Notiz von mir, als wäre ich Luft. Nur als das ferne Geräusch eines Flugzeuges sein Ohr traf, öffnete es die Augen und schaute mich prüfend an, aus zwei unwahrscheinlich blauen Edelsteinen, dass ich ob dem holden Wunder freudig erschrack.

Nun geisterte das Tier still und unnahbar durchs Haus. Wenn wir es in den Garten hinaus liessen, entfernte es sich kaum. Auf unsern Ruf kam es würdevoll herbei. Es schien uns gewogen, verriet aber keine Gefühle. Es war wie in einem Traum befangen, in dem es mit allen Sinnen einen bestimmten, jedoch unsichtbaren Ort zu finden hätte.

Eines Tages ist es verschwunden. Wir rufen, suchen, gehen bis zum nächsten Waldrand, vergebens. Ich stieg auf des Hauses Zinnen, um die Gegend besser überblicken zu können und liess von oben, wie von einem Minareth, den Namen in der Runde erklingen: Lilith, Lilith! Ein schwacher Gegenruf. Nun sah ich auf einem Eukalyptusbaum des wilden Nachbargeländes das Tier hängen: in der letzten Astgabel, ganz weich, die Vorderpfoten auf der einen, die Hinterpfoten auf der andern Seite fallen gelassen, sichtlich ermattet. Auf weitere Rufe kam keine Antwort mehr. Der Baum ist so hoch und so geschmeidig, dass keine Leiter daran zu lehnen wäre, um hinaufzusteigen. Doch reckt er seinen schwanken Gipfel bis zur Höhe einer Felsen-Terrasse, von der aus wohl eine Brücke zu schlagen wäre. Keine Bohnenstange war lang genug, um über den Abgrund zu reichen. So wurden zwei zusammengebunden. Jetzt gelang es, das eine Ende des so gewonnenen Steges nahe der Katze anzulegen. Das andere hielt ich mit beiden Händen fest. Recht wackelig war diese Brücke, recht unsicher; das Schlimme aber war, dass das Tierchen sich nicht um die Hilfsaktion kümmerte. Es klebte als leeres Bälglein an der prallen Sonne und regte sich nicht. Umsonst rufe ich den Namen, Mal um Mal, eindringlich wie eine Litanei. Das Tier ist taub. Meine Hände zittern schon, die Stange ist schwer... Da, ein leiser Knurrlaut: Lilith hebt den Kopf. Ihr Blick ist verloren, sie sieht mich nicht, aber sie hört jetzt und versucht, sich zu wenden, richtet sich etwas auf und betastet die Spitze der Stange, ob sie halte. Doch kauert sie wieder hin, wartet, dreht die Ohren nach hinten, blinzelt. Ich locke. Nun nimmt sie ihren Mut zusammen und rutscht auf den Steg; sehr vorsichtig Pfötchen für Pfötchen prüfend nach vorn schiebend, gelangt sie seiltänzerisch vom Baum weg über das Nichts. Mein Herz schlägt heftig. Und wenn ich die Brücke nicht zu halten vermag? Lilith ängstigt sich nicht, sie ruht aus, genau dort, wo die beiden Stangen nicht eben fest, zusammengebunden sind. Das Unternehmen wird scheitern. Schon spüre ich das Entsetzen darüber, das Tier aufgeben zu müssen. Rufen kann ich nicht mehr. Stumm starre ich auf die Katze. Da sieht sie mich. Sie raunzt, erhebt sich und kommt, wie an einem Faden gezogen, rasch über die zweite Stange mir entgegen. In diesen letzten Augenblicken, da wir so ineinander verhängt sind, dass ich nicht weiss, soll ich oder die Katze errettet werden oder verloren gehen, geschieht es. Schlafwandlerisch strecke ich die eine Hand aus, fasse das Tier im Genick und höre schon, wie die Stange in die Tiefe poltert und auf dem Felsen zerschellt.

Von dieser Stunde an ist die Katze an mich gebunden (oder ich an sie?). Sie begleitet mich, wie man sagt auf Schritt und Tritt, sie wendet den Kopf nach mir, wie die Sonnenblume nach der Sonne. Ihr einziger Wunsch ist, auf meinen Knien zu sein. Dann schnurrt sie rollend, dreht den kleinen Kopf nach rückwärts und schaut mich aus den blauschimmernden Edelsteinen verzückt an. Fast wird mir's zu viel der Verehrung. Lilith glaubt bestimmt, ich sei die grosse Katzen-Urmutter, die allmächtige Vorsteherin ihrer Sippe, ein Archetyp, kurzgesagt. Solche Ansicht kann lästig werden, denn als Entsprechung für ihre masslose Hingebung verlangt Lilith ebenso masslose Hinneigung meinerseits. Man gibt sich ja Mühe, göttinnenhaft zu wirken, aber s'ist recht mühsam auf die Dauer. Auch spotten die andern schon über uns. Ich wehre ab, eine Uebertragung — so nennen die Psychologen solcher Art Anbetung — sei zu lösen, die Zeit werde helfen oder ein Ereignis... das ist's, ganz einfach: in Liliths Leben muss ein Ereignis eintreten, das sie von mir ablenkt. Was kann es anderes sein, als Mutterfreuden; ein Mittel, wie oft schon erprobt!

Ein schöner Bräutigam wird bestellt. Sehr begeistert zeigt sich die Kätzin nicht über den Besuch, doch sagt man ja Katzen nach, sie seien unfreundliche Liebende; dafür umso bessere Mütter. — Während der Zeit der frohen Erwartung verlangt Lilith — und dies ist zu begreifen — erhöhte Aufmerksamkeit. Sie sitzt auf weichem Kissen in der rechten Schublade meines Schreibtisches, wie in einem Sidecar, und überwacht mich. Von Zeit zu Zeit reckt sie eine Pfote nach mir aus und gibt kleine Laute von sich, damit ich sie nicht vergesse. Schliesslich sind wir so weit, dass ich sie im Garten spazieren trage. Sie ist rund und schwer und sehr zufrieden. Noch ein paar Tage Geduld und wir haben's geschafft. Es kommen vier Samtkügelchen zur Welt. Lilith ist ungemein stolz. Wir atmen auf. Nun hat sie Beschäftigung und wir sind entlassen. Meinen wir. Doch Lilith versteht es anders. Wohl liebt sie ihre Kinder und liegt gern bei Ihnen, aber unsere Gesellschaft will sie deswegen nicht missen. Sie kommt uns holen; mit Gebuckel und Geschnurr und windenden Schmeichelbewegungen zieht sie uns von der Arbeit weg, die Treppe hinunter in den warmen Keller, wo das Wochenbett aufgeschlagen wurde. Sie springt hinein und prahlt lang und breit mit der Schönheit und Klugheit ihrer Kinder. Wir hören zu, vor dem Korb kniend und bald nach einer Gelegenheit spähend, uns zu flüchten. Lilith merkt die böse Absicht. Sie steigt aus dem Nest und stellt sich feierlich vor die Türe. Gehen wir, über sie hinweg, trotzdem davon, ist ihre Ruhe dahin. Als Gespenst eilt sie zwischen ihrem Reich und dem unsern hin und her, unglücklich, verwirrt und im Gemüt zerrissen. Sie hält lange anklagende Reden. Ich errate: mit nichten will sie mich freigeben, was sie verlangt ist vielmehr, ich solle weiterhin pflichtgemäss als grosse Katzenmutter funktionieren und nun auch ihre Brut ins göttliche Betreuungsverhältnis aufnehmen. Welche Verblendung! Welche Aussichten für meine Zukunft, mir graut! Welche Zumutung, schliesslich... und doch ist Liliths Anspruch ernst zu nehmen. Die Kreatur leidet legitim, dies ist klar. Ich aber stöhne und frage: wie, Ihr Herren Psychologen, wie lässt sich eine Uebertragung lösen?

Aline Valangin

den unter der Rauheit der Fremde. Haben sie dagegen daheim zu wenig Liebe erfahren, schätzen sie in der Femde das bisschen, das sie daheim genossen, viel höher ein. Vielleicht aber finden sie in der Fremde die daheim vermisste Liebe und ernten Lob und Lohn für ihr bescheidenes, gutes Benehmen, für ihre Leistung. Das Lebensgefühl hebt sich, das traurige, gehemmte Kind wird freier und glücklicher durch die Fremde. Und kommt dann ein Brief von zuhause, wo man sich über die Erfolge des Kindes nun wundert und freut, und wenn es gar heisst, dass man es daheim vermisse, dann ist alles gut, was unverbesserlich schien. Der Geist der Liebe muss nicht nur ein Gefühl bleiben, er muss oft durch das gesprochene Wort lebendig werden, eine erkennbare Liebestat werden. Die Liebe weckt dann das Vertrauen. Kommt das Kind den Eltern mit Vertrauen entgegen, schenken sie gerne ihren Rat und die guten Beziehungen mit den Kindern bleiben aufrecht in jeder Lebenslage. Das aber ist das Schönste, was sich Eltern wünschen können. E. I.

Was der Engländer für Alkohol ausgibt . . .

. . . und was der Staat für Alkohol einnimmt

Die neueste amtliche Londoner Statistik zeigt, dass die «Austerity» nun auch den Alkoholkonsum betroffen hat, und dass der Engländer nach einem sehr beachtlichen Anstieg erstmals nun wieder in 1949 etwas weniger für alkoholische Getränke ausgegeben hat — oder aber ausgeben konnte und durfte. An sich ist die Minderung gering, aber dennoch symptomatisch. Dabei ist aber laut «Schweizerische Wein-Zeitung» festzuhalten, dass von den Totalausgaben des Engländers in 1949 dennoch 8,5 Prozent auf alkoholische Getränke entfielen, gegenüber 6,6 Prozent in 1938, wie im übrigen nachstehende Zusammenstellung erkennen lässt:

Jahr	Totalausgaben	Davon für Weine u. Sprits (in Millionen Pfund Sterling)	Davon für Bier (in Millionen Pfund Sterling)
1938	4304	90	195
1947	7513	197	481
1949	8402	222	497

Die Ausgaben des Engländers für Weine und Sprit haben sich gegenüber der Vorkriegszeit um 146,7 Prozent, die für Bier um 154,8 Prozent erhöht, aber davon profitierte nicht zuletzt auch der Staat selbst.

Die Zoll- und Akzisenabgaben für Weine, Sprits und sonstige alkoholische Getränke erbrachten nämlich dem englischen Fiskus folgende Einnahmen:

Fiskaljahr (für Ende März)	Pfund Sterling
1938/39	41 015 000
1946/47	89 588 000
1948/49	110 389 000
1949/50	116 996 000

Die Steigerung gegenüber der Vorkriegszeit beträgt somit mehr als 285 Prozent.

Zahn-Praxis vor 50 Jahren

Es gilt als eine der schönsten Provinzen, dieses weit sich erstreckende, fruchtbare Land mit seinen Feldern und Aeckern, die alle bebaut, alle gepflegt sind; mit seinen üppig angepflanzten Gemüsen, seinen musterhaften Früchten; seinen Rebhängen, die roten und weissen lieblich mundenden Wein liefern; seinen mit prächtigen Landsitzen, Villen, Gärten geschmückten Hügelzügen. Keine Städte unterbrechen oder stören diese immense Ebene; die wellige Bewegung der zahlreich aufsteigenden Hügel wiederum; nur Dörfer, Ortschaften, Weiler, Bauernhöfe in weitem Umfang schneiden sich ein, setzen sich fest, und lange breite Landstrassen, Hauptstrassen führen in eine unabsehbare Weite gerade aus, oder wenden, biegen, kreuzen und verschlingen sich. In einem der grösseren stattlichen Dörfer ist um die sechziger Jahre Melita Saliani, als Tochter eines wohlhabenden Steinbruchbesitzers geboren, und die Mauern des grossen palazzoartigen Baus ihres Elternhauses tragen bis auf heute noch die auf weite Licht erkennenden farbenfrohen Malereien, die Dorf und Marktszenen vergnügt und lebendig darstellen. Melitta, von mittlerer Statur, mit bräunlicher Hautfarbe, mit prägnanten Gesichtszügen, mit vollem krausem Haar wächst gesund und kräftig auf: besucht die nahe Nonnen-Schule und absolviert die acht Jahre dauernden Lehrjahre. Eines ist gewiss; steht zäh in ihrem Sinn: sie wird nicht ihr ganzes jugendliches Leben in diesem Dorf verbringen; nicht sich ausschliesslich im Familienkreis in häusliche Arbeiten einspinnen lassen. Viel eher möchte sie in die nicht zu ferne Grosstadt ziehen; sich weiter bilden; einen Beruf wählen. Aber ist es denn möglich? Ist die Luft um sie herum, die Luft des Dorfes; die Luft des schönen geräumigen Palazzos nicht von konventionellen Vorurteilen; von versteiften Traditionen ganz durchschwängert? Die Landschaft ist schön; sie ist voller Reichtum; voller natürlicher Gaben; sie und das wohlhabende Elternhaus mitsamt der ernsten gründlichen Erziehung bieten alles, was ein heranwachsendes Mädchen von bald zwanzig Jahren braucht. Melitta ist abhängig von ihrem Vater; von seinem strengen, unbeugsamen Willen, Die Grosstadt ist in seinen Augen voller Tücken, voller Gefahren. Zudem kommt es gar nicht in Frage, dass eine Tochter aus gutem bürgerlichem Haus und aus gesicherten Verhältnissen einen selbständigen Beruf erwählen oder sich gar einem akademischen Studium hingeben sollte. Ist Melitta schön, von auffallender Erscheinung oder von ausserordentlicher Klugheit? Nicht einmal das. Aber sie hat andere Tugenden. Sie wartet. Sie hat die Fähigkeit des Wartens; sie kann Geduld üben. Sie hat ein ruhiges ausgeglichenes Temperament. Sie wird nicht in Zorn geraten, wird nicht gegen Mauern anrennen.

Und der Tag kommt, da Melitta nach des Vaters Tod und schon dem dreissigsten Lebensjahr nahe, sich in die Grosstadt begibt, um assistierend in das Kabinett eines Zahnarztes einzutreten.

Die Jahre gehen. Melitta verharrt in ihrer Stelle. Sie erweist sich als tüchtig, als zuverlässig. Aber es genügt ihr nicht. Sie ist abhängig. Sie möchte in ihrer Arbeit selbständig werden. Sie denkt an ihre Heimat; an das schöne fruchtbare, aber wiederum so weltabgeschiedene und immer noch aller Kultur und allem hygienischen Fortschritt abgewandte und rückständige Land. Wie wäre es, wenn sie wieder in ihr Dorf zurückkehrte; selbst ein zahnärztliches Kabinett eröffnete; sich ihren eigenen Kunden- und Patienten-Kreis formte? Ja, es gibt eine Möglichkeit dazu. Sie bildet sich jetzt noch ausgiebiger aus; besucht Vorlesungen und praktische Kurse; besteht ihre Prüfung. Sie zieht wieder in ihr väterliches Haus ein; heftet ein Emailschild mit der Aufschrift: «Melitta Saliani, Dentista», an ihre Wohnungstür; noch besteht derselbe schmale Laubgang; noch das kleine romantische Gärtchen voll blühender Blumen. Natürlich hat Melittas Kommen; der Ruf ihrer neu einführenden Praxis Erregung, fast Aufruhr hervorgerufen. Es könnte nicht anders sein. Weit und breit befand sich niemals ein Zahnarzt. Man musste sich jedesmal in die Stadt begeben. Man erzählt es sich jetzt im Dorfe; selbst in den umgebenden Dörfern, Ortschaften, Weilern, Farmen, Bauernhöfen; auf der Landstrasse; in den Nebenwegen, in den Rebbergen, wenn man sich begegnet; in der Kirche, in der Schule, von Haus zu Haus.

Melitta Saliani ist nicht überheblich, aber sie ist ihrer Sache sicher, sie protzt nicht mit ihrem Zeugnis, aber sie kann Zähne, sogar Zähne mit verkrümmten Wurzeln ziehen. Sie hat kein Aerztediplom, keinen hochtönenden Namen, aber sie ist fähig, da ihre Arbeit auszuüben, wo man sie am dringendsten verlangt. Man trete nur in ihr Empfangszimmer ein, es ist schlicht, sauber, in guter Ordnung. Ihr kleines, weiss-lackiertes Wandkästchen umfasst die beschränkten Instrumente und Werkzeuge: es sind drei Zahnzangen von verschiedener Grösse; Bohrer, Stopfer und Hämmerchen, mitsamt Wattenpaketen und Jod-Tinktur. Es kann nicht fehlen: Melitta geht kein Risiko ein. Sie selbst erscheint mit grossen goldenen Ohrringen angetan, auch nicht in weissem Aerztemantel; ganz einfach umschlingt ihre kräftige Gestalt eine Art von blumenbemustertem, bis zu den Fussknöcheln reichenden Morgenrock, von dickem Wollstoff im Winter; von leichtem Gewebe im Sommer.

Natürlich fehlte es anfänglich nicht an Angriffen und leichtem Spott. Die Schulkinder rufen Melitta Saliani verlegen kichernd ihr «Buongiorno, Sciura Dentista» entgegen; man munkelt, dass sie wohl nicht so zahlreiche Zähne zu ziehen bekomme, wie sie schwarze Locken auf dem Kopf trage.

Aber Melitta setzt sich durch. Die Kinder kommen, mit ängstlich an der Türe stehenden Schwestern und Brüdern zuerst, um sich von der starken und zugleich sanften Hand Melittas, den schmerzenden Zahn entfernen zu lassen. Der anmutige Bezirkssekretär mit dem nach König Umbertos Mode aufgewirbelten Schnurrbart lässt sich von ihr eine bedenkliche Zahnhöhle in zweistündiger Sitzung ausfüllen, und ist so begeistert, dass er Melitta zur Frau erwählt.

Aber eilen wir nicht zu beschwingt voran; halten wir die Fahne der Begeisterung nicht zu hoch. Einmal geschieht ihr doch ein Missgriff. Indem ein Bauer auf dem bequemen Sessel sitzend, ihr mit verzogenem Gesicht den fürchterlich schmerzenden Zahn mit dem Finger bezeichnet, zieht Melitta Saliani mit ihrer grössten Zange und mit muskelgespanntem Arm ein kräftiges und prächtiges Riesenexemplar aus seinem Munde. Beglückt über den Erfolg nehmen sie von einander Abschied. Aber kaum nach Hause zurückgekehrt, beginnt des Bauern Qual aufs neue: die gewandte «Dentista» hat nicht den kranken, sondern den an ihn angrenzenden gesunden Zahn entfernt. Der Bauer kehrt zurück, und das Unglück behoben, beschwichtigen sich Patient und Aerztin gegenseitig. Schliesslich ist kein Mensch unfehlbar, und von Zeit zu Zeit Täuschungen unterlegen. Melitta Saliani hat ihren Beruf während nicht weniger als dreissig Jahren ernst, gewissenhaft und uneigennützig ausgeübt.

Man hatte sich an sie gewöhnt; hatte ihr Vertrauen entgegengebracht; mochte sie nicht mehr missen. Bis sie mit der Zeit von diplomierten Zahnärzten abgelöst wurde. Diskret zog sie sich zurück; lebte bescheiden ihren häuslichen Liebhabereien; betrauerte den Tod ihres Gatten, des gütigen Bezirkssekretärs, der ihr, ein wenig im Schatten und kleinlaut, treu zur Seite gestanden. Als sie in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts starb, wurde ihr eine von allen Schichten der Bevölkerung begleitete Bestattung zuteil, als ob es sich um einen patriotischen Helden, oder eine fürstliche Persönlichkeit handelte. Und in der Tat verstand man, dass mit Melitta Saliani eine selbstlose, aussergewöhnliche Frau zu Grabe getragen wurde.

Dann brach der Zweite Weltkrieg aus; bombardierte Städte; zerriss Häuserkomplexe; zerschnitt Brücken; fegte auch über das weit sich erstreckende fruchtbare Land dieser Provinz und kerbte tiefe Veränderungen und Umwandlungen in dasselbe ein, die Natur und Menschen nicht glücklicher zu machen vermochten.

Alice Suzanne Albrecht

Einladung an die Angestellten der alkoholfreien Gaststätten

Der Personalverband der alkoholfreien Gaststätten (PAG) ladet wiederum zur Jahresversammlung in Zürich am 20. Januar 1951, 15 Uhr, im Augustinerhof, St. Petersstrasse 8, ein. Nach den geschäftlichen Traktanden wird Fräulein Dr. Stiefel von Zürich über das Thema «Was bietet uns die AHV» sprechen. Alle Angestellten der alkoholfreien Hotels, Restaurants, Kantinen und Gemeindestuben sind zu dieser Veranstaltung eingeladen. Der Vortrag von Fräulein Dr. Stiefel wird uns alle interessieren, sollten wir doch wissen, was aus dem allmonatlichen Lohnabzug für die AHV endlich wird. Sind wir damit der Sorge um unsere alten Leute und um unser eigenes Alter enthoben? Genügt es, wenn der Staat für uns spart? Diese und andere Fragen sollen beantwortet werden und uns zeigen, dass auch wir uns an der Gestaltung öffentlicher und beruflicher Angelegenheiten zu beteiligen haben, dass der Gesetzgeber auch unsere besonderen Verhältnisse kennt und berücksichtigt. Ein Mitspracherecht in diesen Belangen können wir uns aber erst verschaffen, wenn wir uns zusammenschliessen. Darum hofft der Vorstand des PAG, im Augustinerhof aus jedem alkoholfreien Betrieb eine Vertretung begrüssen zu dürfen. Wer dem Verband beizutreten gedenkt, melde sich beim Präsidenten Paul Haller, Gerechtigkeitsgasse 50, Bern.

Egoismus bei Kindern

«Ja, der Junge ist bereits ein kleiner Egoist», hörte ich letzthin Grosseltern von ihrem kleinen Enkel sagen. «Das zeigt sich auch beim Spiel mit andern Kindern, er will immer alles für sich haben».

Aus meinem Gespräch mit den Leuten fühlte ich heraus, dass sie den Egoismus des Jungen eher als eine Art vererbte Anlage oder feststehende Charaktereigenschaft betrachteten. Es kam ihnen nicht in den Sinn, dass er vielleicht eine Folge ungünstiger Erziehungseinflüsse sein könnte!

Selbstverständlich hat jedes Kind vererbte Charaktereigenschaften, die den Egoismus unter Umständen begünstigen, die Ich-sucht selbst aber ist nie vererbt, sondern stets aus Umweltfehlern entstanden. Ein Kind mit einem vererbten starken Willen, mit Neigung zu Ehrgeiz oder Hartnäckigkeit wird sicher eher zur Selbstbehauptung oder zum Geltungsdrang neigen, als ein anderes, aber hier muss eben die Erziehung einsetzen und die Anlagen zum Guten hinlenken. Wenn das kleine Kind schon lernen muss zu verzichten, zu teilen und nicht immer Mittelpunkt zu sein, wird dem Egoismus ganz einfach der Nährboden entzogen. Später kann man dem Kinde den Helferwillen gegenüber dem Nächsten und der schwächeren Kreatur nahe legen, sodass es möglichst frei wird von Eigenliebe, Machtrieb und Herrschsucht.

Die mangelhafte Anpassungsfähigkeit vieler Kinder bei Spiel mit Kameraden, offenbart nicht selten die Unfähigkeit zu verzichten und sich unterzuordnen. Wenn die Eltern oder Grosseltern nur ein Achselzucken dazu übrig haben, stellen sie sich selbst das Zeugnis aus, die wahre Sachlage zu verkennen und die betrübliche Erscheinung: «Egoismus» mindestens mitverschuldet zu haben. Ein guter Erzieher weiss, dass er ständig auf der Hut sein muss vor dem aufflackernden Egoismus der Kinder! Er wird normalerweise immer da oder dort in Erscheinung treten wollen — sobald man ihm Gelegenheit dazu lässt oder ihn als eine Art schicksalshafte Charaktereigenschaft betrachtet, die man einfach als solche hinnehmen muss. Sobald ein Kind egoistische Züge zeigt und egoistische Ansprüche stellt, ist es Zeit, mit erzieherischer Geschicklichkeit einzugreifen um seine Ich-Liebe zum Altruismus hinzulenken.

Bei ehrgeizigen und willensstarken Kindern ist grössere Vorsicht geboten, damit sie nicht durch Verwöhnung zu kleinen Tyrannen werden! Egoismusbegünstigende Anlagen sollen aber für die Erzieher niemals eine bequeme Entschuldigung sein, sondern nur Anlass zu besonderer Wachsamkeit und geschicktem Vorgehen. So kann man unschöne Triebe wirksam beschneiden und an und für sich gute Anlagen ohne ich-süchtige Auswüchse zur charakterschönen Frucht heranreifen lassen!

Renate

Radiosendungen für die Frauen

sr. Die Schweizer Dichterin Mary Lavater-Sloman hat einen Roman «Einsamkeit — das Leben der Annette von Droste-Hülshoff geschrieben, der Einblick in die Entwicklung und das Schaffen dieser grossen deutschen Schriftstellerin bietet. Die Autorin liest Dienstag, 9. Januar, um 16 Uhr, zwei Abschnitte aus ihrem neuen Buch. — Donnerstag, 11. Januar, wird um 14.05 Uhr die Rubrik «Notiers und probiers» gesendet. Sie enthält diesmal folgende Hinweise. «Silberputzen. — Allerlei Winke. — Das billige Januar-Menu. — Das neue Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünsche.» — Die halbe Stunde der Frau am Freitag, 12. Januar, um 14 Uhr, besteht aus drei Beiträgen: «Wir machen nicht mit» (Trudi Nielsen-Marti) — «Das Gedicht» — «Plauderei mit den Hörerinnen» (Elisabeth Thommen). Besonders die berufstätige Frau, die tagsüber keine Zeit hat, den Radioapparat einzuschalten, wird um 20.15 Uhr die Sendung «Us eusere Frauehalbstund» gerne hören.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

SCHAFFHAUSER WOLLE

MARQUE DÉPOSÉE

COUCH

mit und ohne Bettzeugraum, 10 versch. Modelle, in Nussbaum, fourniert

ab Fr. 92.-

Dazu die guten

Dea-Matratzen

in den Preislagen von 165.—, 195.—, 264.—

Eigene Fabrikation 10 Jahre Garantie!

hans luginbühl

Spezialgeschäft für gute Bettwaren

Uraniastrasse 32, Zürich 1 Tel. 23 35 98

Verl. Sie meine Off.!

WELTI-FURRER

Möbeltransporte

In der Stadt über Land ins Ausland und nach Übersee

Möbellagerhäuser

23.76.15

90 %

aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz, von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

Schmerzen in Fuss und Bein? da hilft

P. TREFNY

allein

Zürich 1 Rindermarkt 6

Gegr. 1848 Tel. 32 22 37

Inserate im «Schweizer Frauenblatt» haben Erfolg

Suber die auswechselbaren, praktischen Helfer im Haushalt.

Der Geschirrwascher

ermöglicht es, kochend heiss abzuwaschen, spart heisses Wasser — Gas — Strom — Zeit — arbeitet viel rascher, schont Ihre Hände und verhütet somit Gicht und Rheuma.

Mit dem Namen Suber gibt es auswechselbare Baumwollbürsten f. die Zentralheizung, Tapetenwischer, Bodenflaumer und Abstauber. — In den Haushaltungsgeschäften erhältlich.

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie

Zürich 1

Schützengasse 7

Telephon 25 47 70

Telephon 27 48 69

Filiale Bahnhofplatz 7

Wertbeständige Möbel

MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG

MEER

ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU

MEER + CIE AG. BERN

Feine Delikatessen

Güggeli / Ravioli / Pastetli / Sulzen

Traiteur Seiler

Uraniastrasse 7, Zürich 1, Telephon 27 49 77

Der heimelige Teeraum

Marktgasse 18

Gipfelstube

W. BERTSCHI, SOHN

ZÜRICH